

**Betrachtungen über Glück.**

Von Max H. H. H.

Unter allen moralischen Tatsachen ist das Verlangen nach Glück die erste und allgemeinste. Jeder Mensch möchte glücklich sein, und zwar soviel als möglich. Ist es aber überhaupt ein menschliches Lebensglück? Ist Glück? Diese Fragen sind wohl ebenso alt und so oft aufzuweisen wie die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Suchen wir nun im folgenden ihnen näher zu treten.

Es kann nicht Geld und Gut, nicht Amt und Rang, nicht Ruhm und Schönheit sein, welche das Glück ausmachen, denn man kann alle diese Dinge besitzen und doch glücklich sein, man kann sie entbehren und braucht darum nicht gerade unglücklich zu sein. Solche Dinge sind nur äußere Veranlassungen, die zum Teil wohl unentbehrlich, aber durchaus nicht immer wirksam sind. Glück ist demnach ein subjektiver Begriff; denn mancher Mensch fühlt sich in einer Lage und in Verhältnissen wohl, in denen sich ein anderer höchst unglücklich fühlen würde. Das Glück selbst ist also unter allen Umständen ein Seelenzustand, also etwas in uns selbst Befindliches, von unserem Körper zwar nicht Unabhängiges, aber doch Verschiedenes.

Leider wird diese Tatsache im allgemeinen nicht genügend berücksichtigt; man erwartet das Glück immer von außen her, beginnt infolgedessen die Jagd nach dem Glück, welches dann, so oft wir es erfasst zu haben glauben, immer wieder unseren Händen entslüpft. Denker und Dichter aller Zeiten, unter ihnen auch unser Altmeister Goethe, haben empfunden und darauf hingewiesen, daß wir das Glück lediglich von uns selbst zu erwarten haben, und daß die Jagd danach verlorene Liebesmüh' ist, und letzterer gab uns die Erinnerung:

Willst du immer weiter schweifen?  
Sieh' das Gute liegt so nah,  
Verne nur das Glück ergreifen,  
Denn das Glück ist immer da!

Haben wir nun begriffen, was Glück ist, so wollen wir auch nach dem Rat Goethes dasjelbe ergreifen lernen und einmarschieren durch die Pforten des Glückes, welche jedem Menschen offen stehen.

Halten wir jetzt zunächst Umschau nach den Grundlagen, auf welche sich das Glück aufbaut. Wir sehen vorhin, daß Glück ein Seelenzustand ist; unsere Seele kann sich aber nur dann glücklich fühlen, wenn ihr Denken und Fühlen eine normale gesunde Richtung hat, sie selbst also gesund ist; wir wissen ferner, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden

Körper wohnt, und werden durch diesen Gedankengang zu der Ansicht getrieben, daß es kein vollständiges Glück ohne leibliches Wohlfühlen und Stärke gibt.

Also ist die erste Grundlage zum glücklichen Leben: die Gesundheit.

„Gesundheit kauft man nicht im Handel, sie ruht in unserem Lebenswandel.“ Wir müssen daher bestrebt sein, dieselbe unter allen Umständen zu er-

betreiben. Ein altes Sprichwort sagt: Arbeit, Mäßigkeit und Ruh, schließen dem Arzt die Türe zu. Wenn wir diese Ratsschläge befolgen, werden wir uns gesund und leistungsfähig erhalten und dadurch den Grundstein zu unserem Lebensglück legen.

Der zweite Baustein zum glücklichen Leben kann, ja soll durch die Erziehung gelegt werden. Durch eine strenge, umsichtige, vor allen Dingen auf das praktische Leben bezugnehmende Erziehung wird in uns eine Charakterbildung erzeugt, welche sich auch in widrige Lebensverhältnisse zu schicken imstande ist. Begegnen einem solchen Charakter auch einmal unliebsame Vorkommnisse, so wird er sich dadurch den Frieden der Seele doch nicht trüben lassen; er wird sich überlegen, ob nicht doch etwas Gutes an dem Schicksalsschlag ist; hat er nun irgend etwas Gutes entdeckt — und es ist fast immer etwas Gutes daran zu finden, und sei es auch nur eine neue Erfahrung —, so wird er sich darüber freuen, dem Geschick dafür sehr dankbar sein und sich trotz harter Schläge doch glücklich fühlen, glücklich sein.

Leider ist unsere heutige Erziehung vielfach viel zu schlaff und nachsichtig, um derartige Charaktere zu bilden. „Bei dem heranwachsenden Knaben“ — sagt Lahmann — „geht es ja noch, weil hier die Schule mit ihren Anordnungen, der stete Hinweis auf das praktische Leben, das Berufswesen, daß einmal der Mann unweigerlich die Bürde eines Berufes zu tragen hat, dem Knaben- und Jünglingsleben etwas Zielbewußtes geben. Bleiben wirklich noch Weichheiten im Charakter, so werden sie von der rauhen Wirklichkeit des Erwerbslebens hinweggeschliffen.“

Ganz anders aber die Erziehung der Mädchen. Man betrachtet sie im allgemeinen als den „Efeu“, der sich an dem starken Eichbaum, dem Mann, heraufranken soll. Das Mädchen entbehrt den wohlthätigen Zwang, der für den Knaben durch das feindliche Leben geschaffen wird, es wächst gewissermaßen pflichtlos auf. Hinzu kommt noch das süße Gift der Romane, durch welches Lebensanschauungen geweckt werden, die sich mit der Wirklichkeit nicht decken, und so treten dann auf Schritt und Tritt Enttäuschungen auf, die es vielen Mädchen unmöglich machen, ein glückliches Leben zu führen.“ Hier tut es wahrhaftig not, sich recht oft des Ausspruches von Goethe zu erinnern: „Wem zu glauben ist, vedlicher Freund, das will ich dir sagen: glaube dem Leben, das lehrt besser als Redner und Buch.“ Viele Eltern hegen nur den einen Wunsch, ihre Kinder glücklich zu sehen, und doch sind sie oft unbewußt schuld an dem glücklosen Leben ihrer Kinder



Er kommt! (Siehe Text Seite 351).

halten, und eine vernünftige persönliche Gesundheitspflege treiben. Vor allen Dingen müssen wir unsere Kräfte in den Dienst ernstlicher körperlicher oder geistiger Arbeit stellen, nebenher natürlich auch die nötige Ruhe wahren; Mäßigkeit im Essen und Trinken beobachten, aber nicht in den Fehler verfallen, daß wir uns einseitig und mangelhaft ernähren; für geregelte Lebensfunktionen Sorge tragen, auf ausreichende Bewegung Bedacht nehmen, die kräftigende Nachtruhe nicht verkürzen und nebenher eine vernunftgemäße Abhärtung

durch eine verkehrte Erziehung. — Ein weiterer wesentlicher Bestandteil des Glückes besteht in der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, worauf eine richtig geleitete Erziehung auch Bedacht zu nehmen hat. „D Freund“ — sagt Goethe — „das wahre Glück ist die Genügsamkeit, und die Genügsamkeit hat überall genug.“

Leider sind wir im allgemeinen wohl nicht in diesem, uns großer Genügsamkeit zu rühmen, denn die Ansprüche, welche wir stellen, sind oft so groß, daß sie sogar manchmal unsere Einnahmen übersteigen und wir infolgedessen mit Unterbilanz arbeiten, welche wohl nicht gerade zum Glückseligkeit beitragen vermag. Können wir nicht zum Reichtum gelangen durch Vermehrung unserer Mittel, so können wir es doch durch Verminderung unserer Ansprüche. Dieses zu beherzigen sollte stets unser Bestreben sein.

Viele Menschen können sich auch nicht glücklich fühlen, weil sie mit ihren Gedanken und Anschauungen zu sehr in der Vergangenheit leben und die Gegenwart darüber verträumen, d. h. die Momente nicht nach Möglichkeit auszunützen verstehen, um daraus Gewinn zu ziehen. Von der Vergangenheit können wir nichts mehr profitieren, wir können aus derselben wohl gute Lehren und Erfahrungen gesammelt haben, müssen diese aber dann stets gegenwärtig haben, so daß wir uns um das Vergangene weiter nicht kümmern brauchen. Wie schön faßt doch Goethe diese Ansicht in folgende Zeilen zusammen:

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,  
Küßt um's Vergangene dich nicht bekümmern.  
Das Wenigste muß dich verdrängen,  
Küßt stets die Gegenwart genießen,  
Vor allem keinen Menschen hassen,  
Und die Zukunft Gott überlassen.

Zum menschlichen Glück gehört ferner die Pflege des menschlichen Verstandes, des Denkens, der Vernunft. Unser wahres Glück ist in der Ebenmäßigkeit, der Harmonie der Persönlichkeit gelegen, wir müssen uns immer strebend bemühen, ganze, volle Menschen zu sein. Neben einer umfassenden, allgemeinen Bildung, welche wir uns verschaffen, gilt es aber auch in dem besonderen Fache, wo wir zu Hause sein sollen oder zu sein beanspruchen, ein volles, ganzes Wissen zu erwerben. Wie unglücklich muß sich doch ein Mensch fühlen, wenn er merkt, daß er den Beruf, das Amt, die Stellung, in welcher er sich befindet, in welche er oft auch nur mit Ach und Krach oder durch Protektion hineingelangt, nicht vollständig auszufüllen vermag, wenn es ihm an allen Ecken und Kanten immer noch an Kenntnissen und Fertigkeiten mangelt. Wie glücklich dagegen wird ein anderer sein, der mit seinen Kenntnissen seinem Berufe gewachsen ist.

Aber reine Verstandesbildung ist noch nicht Bildung schlechthin, ist noch nicht Weisheit. Neben ersterer dürfen wir die wahre Herzensbildung nicht vernachlässigen. Es kommt nicht darauf an, was der Mensch ist, sondern in dem Wie liegt der Wert; denn Adel des Charakters und Güte des Herzens, das sind die Eigenschaften, welche einem Menschen seinen Wert verleihen, und nicht nur das Wissen, welches den Mangel an edler Charakterbildung niemals zu ersetzen vermag.

Haben wir nunmehr schon verschiedene Bausteine zum menschlichen Glücksbau zusammengetragen, so wollen wir uns jetzt nach dem Schlüsselstein umsehen. Dieser Schlüsselstein, zugleich aber auch die Krönung des Ganzen, ist der sittliche Mensch. Wir sprachen vorhin davon, welch' ein hohes Gut das Wissen sei, ein viel höheres und edleres Gut aber sind Liebe und Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Entschagung. „Und wenn ich mit Menschen, und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.“ „Ohne Liebe würden wir zum krafftesten Egoismus gedrängt werden, nur sie allein entreißt uns demselben und läßt uns auch auf unsere Mitmenschen Rücksicht nehmen, läßt uns auch für das Glück anderer arbeiten; denn wenn ausschließlichs das eigene Glück vorzschwebt, den wird fremdes Unglück freuen. Das darf aber nicht sein. Wir müssen uns bemühen, so viel in unseren Kräften sieht, dafür zu sorgen, daß sich jeder Mensch möglichst glücklich fühlen kann, wir alle müssen gemeinsam arbeiten an dem Werke der

Gerechtigkeit und der Gerechtigkeit, jeder einzelne muß mitbilden und sich nützlich machen, sonst ist ein Kulturwerk unmöglich. Die ganze Welt müssen wir in den Bereich des eigenen Selbst, der eigenen Freude des eigenen Leides einschließen, das erst macht des Menschen volle Tätigkeit, macht sein wahres Glück aus, und dadurch erwirbt er mit voller Sicherheit jene Unsterblichkeit, die in der ewigen Weiterwirkung jeder guten Tat besteht.

„Dnem perdidit“, den Tag hatte ich verloren, sagte der edle römische Kaiser Titus, wenn er einen Tag vorübergehen ließ, ohne wohlzutun, und so wollen auch wir möglich, keinen Tag vorübergehen lassen, ohne für das Glück anderer Menschen zu schaffen.

Befindet sich nun wirklich jemand in einer so traurigen Lage, daß er — durch verschiedene Umstände veranlaßt — sich durchaus nicht glücklich fühlen kann, daß er vielleicht sogar verbittert ist, so mag er stets bedenken, daß er darum noch kein Recht besitzt auch anderen Menschen das Leben zu verbittern, sondern sich rechtlich bemühen muß, dennoch für das Glück anderer mitzuschaffen, und nach dem Dichterwort wird er sich alsdann des Helbentums rühmen können, denn

Keusern Bitternissen nicht erliegen,  
Ist wohl schwer,  
Doch des Herzens Bitterkeit besiegen,  
Das ist mehr;  
Trotzig seh'n, wenn Welten krachen,  
Bringt wohl Ruhm,  
Doch im tiefsten Leid noch lachen,  
Nur, um andere froh zu machen,  
Ist Helbentum!

### Allerseelentag.

**N**ovembersturm! Er rüttelt an Tür und Fenster wie ein unwidriger Gesell, der nicht lange warten will; ein Vöte des kommenden Winters. Draußen fallen schon einige weiße Sternchen nieder, verloren noch, aber doch schon erkennbar, in ihrer zierlichen Form schimmernd wie Kristall. Das tanzt und wirbelt, vom Winde getragen, wie lustige Neidgestirte, und doch ist es ein Leichentuch für die Natur, daß sie in ihrem spielenden Neigen moben.

Diese Reflektionen brängten sich der einsamen Frau auf, die vom Fenster ihres Zimmers aus das leichte Schnetreiben beobachtet. Sie hat es warm und behaglich in dem lauwarmen, gut durchheizten Raum und doch fröstelt sie. Das Trauergewand, das ihre schlanke Gestalt einhüllt, scheint nicht genügend Wärme zu spenden, sie zieht einen schwarzen Spitzenshawl noch fester um die Schultern.

Allerseelentag! Das kommt ihr erst zum Bewußtsein, wie sie unten auf der Straße die Menschen mit Kränzen und Blumenpenden vorübergehen sieht; alle streben dem einen Ziele zu — gilt es doch, die Gräber der verstorbenen Lieben draußen auf dem Kirchhof zu schmücken. Da wandt ein altes Mütterchen drüben auf dem Bürgersteig dahin. Die melken Finger umklammern fast krampfhaft den billigen Kranz aus grünem Vorbeer, in den einige rote Beeren hineingeflochten sind. Sie hat es eilig, die arme Alte, noch ein Gefährt zu erreichen, das sie auf den entlegenen, weit vor der Stadt liegenden Armentkirchhof bringen soll!

Wen mag sie wohl alles schon auf dem letzten Gange begleitet haben in ihrem langen Leben? Den Gatten, die Kinder, — Brüder, Schwestern? Ist sie allein noch übrig geblieben? Hat der Tod, der wohl junges, blühendes Leben von ihrer Seite gerissen, gerade sie vergessen? — Arme Alte!

Eine Träne rinnt bei diesen Reflektionen langsam über die Wange der Einsamen am Fenster! Ein anderes Bild verdrängt das vorige.

Ein stattlicher Bierziger, den Trauerflor um Hut und Arm, neben ihm eine Anzahl kleiner, schwarzgekleideter Gestalten. Vom dreißigjährigen Nesthäkchen bis zur halberwachsenden Tochter, sieben an der Zahl, alle tragen Kränze in den Händen. Das Bild spricht für sich selbst.

Wächst auf dem Grabe draußen, dem heut noch all die Zeichen treuer Gatten- und Kindesliebe geweiht sein sollen, nicht schon, versteckt unter grünem Buchsbaum und Efeu, ein kleines Pflänzchen im buntschillernden Sammelkleide, „Stiefmütterchen“ genannt? —

Ein bitteres Lächeln kräuselt die Lippen der stillen Beobachterin.

Wieder ein anderes Bild! Eine Droschke rollt vorüber. Das Innere ist beinahe ausgefüllt mit Blumen und Kränzen. Die seltensten Exemplare sind als Grabschmuck verwandt.

Und wie eine Königin unter diesen gepreizten Kindern Floras thront die junge, schöne Witwe, die nachlässig in den Fond des Wagens zurückgelehnt, die Vorübergehenden mustert. Die kokette Trauertölette, die eher geeignet ist, alle Reize ihrer Trägerin besonders hervorzuheben, als in stiller Trauer zu verhüllen, entflammt dem ersten Mobebezauber. Das kleine Hütchen aus Spitzen und schwarzen Beeren ist ein pariser Modell.

„Ah — sie mag es?“  
Dieser Ausruf entschlüpft unwillkürlich den Lippen der Dame am Fenster, dann tritt sie rasch in das Innere des Zimmers zurück.

Die Blinde der Vorüberfahrenden, die flüchtig heraufgesehen, haben sich mit den übrigen gekreuzt. Wie ein heißeres Schluchzen ringt es sich aus der Brust der Einsamen. Sie preßt die Hände ans Antlitz, als wollte sie gewaltsam den Sturm ihrer Gefühle nun zurückdrängen. Nach einer Weile geht sie an den Schreibtisch. Sie ist dabei, den Nachlaß ihres verstorbenen Gatten zu ordnen und hatte diese Beschäftigung nur unterbrochen, um einen Blick auf das Leben und Treiben draußen zu werfen. Sie war schon am Morgen auf dem Friedhof bei den übrigen, die unter dem Rasen im ewigen Schlaf ruhen. Nur ein Grab hat sie gemieden, das Grab des Gatten!

Ein schmerzliches Stöhnen ringt sich aus ihrer Brust, wie sie jetzt, die weißen Finger in einander geschlungen, vor einem Stoß Papiere sitzt und mit starrten, tränenlosen Blicken — ihre Augen haben keine Tränen mehr, sie sind wie ausgebrannt — darauf niederschaut.

Wohlgeordnet liegt das Häufchen vor ihr, und doch haben ihre Hände es schon viele Male wieder auseinandergerissen, wenn sie es eben erst geschickt, Blatt um Blatt, aufeinandergelegt. Vielleicht fand sich noch irgend ein Zeichen darunter, ein Beweis für die Untreue des Toten, den sie zehn Jahre lang für das Muster eines Gatten gehalten!

Zehn Jahre! War das denn ein Traum gewesen? Gatten sie nicht wirklich existiert, alle die glücklichen, seligen Stunden trauer Gemeinschaft? Waren sie nicht immer ein Herz und eine Seele gewesen? Kein Gedanke — scheinbar — den er ihr verheimlicht hätte! Alle seine kleinen und großen Sorgen hatte er vor ihr ausgeschüttet; wenn er einen Fehler begangen zu haben glaubte, gebeichtete wie ein Schulknabe, wußte er doch, daß sie, stets eine milde Richterin, immer und immer wieder Absolution erteilte. — Aber die größte Lüge seines Lebens, daß er sie nicht liebte, daß alle seine Gedanken im Wachen und Traum einer anderen gehörten, die hatte er ihr verschwiegen!

Welch ein Betrug!  
O, wenn er lebte, wenn er jetzt vor ihr stände, wenn er Rechenenschaft ablegen könnte für sein Tun! Aber er war ihr entrückt, für ewig! Was er an ihr gesündigt, es war nicht mehr ungeschehen zu machen!

Noch einmal lösten die zitternden Finger jetzt ein Band, das um einen Stoß alter Briefe gewickelt war.

Wie sorgfältig er das Bündchen vor ihren Blicken verborgen hatte — im innersten Fach seines Schreibtisches, zu dem nur er den Schlüssel besaß, weil wichtige Aktenstücke und Wertpapiere, nur seiner Obhut anvertraut, geborgen waren.

Und er hätte das gar nicht nötig gehabt! Bei diesem Gedanken überflog wieder ein unfähig bitteres Lächeln die Züge der einsamen Frau. Sie war ja so arglos, vertraute dem Gatten so völlig, daß es ihr niemals in den Sinn gekommen wäre, auch nur ein Schreiben zu prüfen, das an ihn gerichtet gewesen

wäre! Niemals wäre ihr auch nur im entferntesten die Idee gekommen, der Gatte könne ihr sein Herz entrentet haben, könne ihr untreu sein!

Da kam sein plötzliches, jähes Ende — er erlag unermutet einem Gehirnschlage.

Mit Grauen dachte sie jetzt an den hilflosen, irren Blick, den er, kurz vor seinem Hinscheiden an sie gerichtet; einen Blick, der ihr ans Herz griff, so, als wollte er sie ansehen, ihn zu vergehen und ihm — wie immer — eine milde Richterin zu sein!

Dann waren die Augen des Sterbenden unstät umhergeirrt, bis sie schließlich an dem Schreibtisch haften blieben! Und dorthin war noch der verlassene Blick gehaftet gewesen, als seine Hand, die sie treu bis zu seinem letzten Atemzuge umschlossen gehalten, in der ihrigen erstarrt war.

„Sei getreu bis in den Tod, und ich will Dir die Krone des Lebens reichen!“ Das war der Bibelspruch gewesen, den der Geistliche, der ihren Mund am Altar eingeseget, seiner Trauende untergelegt. Sei getreu bis in den Tod!

Sie hatte es redlich erfüllt! — Die irren Blicke im letzten Todesstampe hatte sie mißverstanden; sie glaubte, daß er um ihre Zukunft sich Sorgen mache und andeuten wollte, daß die kleine Vorkchaft, die in dem verschlossenen Geheimfach lag, vielleicht hinreichen würde, sie gegen Mangel zu schützen.

Ein kurzes, heißeres Aufblitzen rang sich aus ihrer Brust.

Sorgen um sie? O, nein, die hatte er sich schon lange nicht mehr gemacht! —

Ein weidlicher Patschulidust steigt zu ihr auf und läßt sie zusammenschauern. Er entsteigt den zierlichen Briefen, die vor ihr liegen.

Schlank, elegante Schriftzüge sind es, heinahe könnte man aus ihnen das Bild der Schreiberin konstruieren. Elegant, formgewandt! Und das ist die schöne Ely Werthau, die als „Deine Dich anbetende Ely“ oder „Deine süße Ely“ all diese nichtsagenden, aber doch so viel verratenden Phrasen auf dem glatten Velinpapier unterzeichnet hat.

Frau Ely Werthau war ja ehemals ihre Schulfreundin, sie kennt die Handschrift genau, wie die Schreiberin der Briefe selbst. Kokett, puzföchtig, das war Ely schon in der Schule gewesen. Obwohl keineswegs reichen Herkommens, war nur das Elegante sie noch immer gut genug für sie gewesen.

Niemand wunderte sich, als sie vor einigen Jahren einem älteren, aber feineichen Manne die Hand zum Bunde für das Leben reichte. Liebe war von ihrer Seite von vornherein ausgeschlossen! Sie wollte nur brillieren, reich sein, ein Haus machen! Und das konnte sie an der Seite des Millionärs! Daß dieser eiferfüchtig war wie ein Athello, seine schöne, kokette Frau auf Schritt und Tritt bewachte, regte nur den Widerspruchgeist in Ely an. Sie trieb die tollsten Sachen, forderte durch ihr freies Auftreten die öffentliche Meinung geradezu heraus und brachte es sogar dahin, daß ihr Gatte die Scheidungsfrage gegen sie anstregte! Da kam ein anderer, viel strengerer Richter ihm zuvor; der Tod als höchste Instanz rief den Kläger unermutet ab, und nun wurde die reiche Witwe frei! Hier in diesen Briefen, deren Patschulidust förmlich auf die Nerven fiel, sprach sich eine rücksichtslose Neigung zu einem Manne aus, den sie nicht besitzen konnte, der aber „das Ideal ihrer Träume“ war, wie es in den Briefen hieß, und der, sobald als es nur möglich sei, die „lästigen Fesseln, welche die Liebenden getrennt hielten“, sprengen sollte!

Die Hände der Lesenden ballten sich unwillkürlich, die weißen, schlanken Finger zerknitterten die Briefe und warfen sie dann achtlos beiseite. — Die Fesseln waren gelöst — der Tod hatte seine Arbeit getan! Aber als gerechter Richter hatte er gefordert, daß die Schuldigen niemals sich angehören konnten! — „Geliebter, süßer Heinz!“ Die einkame Frau am Schreibtisch wirft eines der Schreiben, das sich aufdringlich hervortut, verächtlich zu den andern. Dieser Name war ihr heilig gewesen! In allen Tonarten hatte sie selbst ihn zu dem verstorbenen Gatten gesagt: tosend, lockend, ernst, scherzend, bittend, drohend — die ganze Skala der Liebesonleiter war mitunter erschöpft worden! Was liegt nicht oft in der Betonung eines einzigen Wortes! Und mit heißen

Tränen gedenkt sie noch des letzten Aufschreies aus ihrem Munde, als sie den Gatten sterben sieht und das Unabänderliche, Unfassbare nicht glauben will: „Heinz!“ Das ist nur ein Schrei, aber er enthält eine Welt von Schmerz, Gram, Verzweiflung! — Ein Klopfen an der Tür läßt sie erschrocken zusammenzucken.

Es ist das Dienstmädchen, das einen Besuch anmeldet.

„Gnädige Frau, Frau Werthau bittet empfangen zu werden!“

Entsetzt, wie eine Feder so rasch, schnell die Angeredete empor und wendet sich zur Tür. Sie macht eine abwehrende Handbewegung.

Es kann ja kaum möglich sein, daß sie recht gehört! Frau Werthau, Ely, die alle die Zeichen der Liebe an Heinz gesandt — die Adresse auf den Kouverts lautete unter Chiffre postlagernd — sie sollte es wagen, in eigener Person diese Schwelle zu überschreiten, sollte in das Heim einer Frau eindringen, die sie in ihren heiligsten Empfindungen betrogen, der sie den Glauben an die Menschheit ge-

„Meine Briefe!“ kommt es flüchtern über die Lippen Elys, die bei dem Zornesausbruch ihrer ehemaligen Schulfreundin erschrocken zurückgewichen ist. „Sie wissen vielleicht nicht, daß mein Gatte kurz vor seinem Tode sich mit dem Antrage an Ihren Herrn Gemahl gewandt, die Ehecheidung gegen mich einzuleiten. Mein verstorbenen Gatte war von krankhafter Eifer sucht befallen, er mißtraute mir auf Schritt und Tritt. Zum Unglück mußte er noch eines Tages die Briefe entdecken, die ich — vor meiner Heirat mit ihm — mit meinem damaligen Verlobten, den ich innig liebte, gewechselt. Mein von mir aufgegebener Bräutigam schickte mir, auf meinen Wunsch, meine an ihn postlagernd gerichteten Briefe zurück, und ich vermochte mich von den Erinnerungszweigen an eine glückliche Zeit nicht zu trennen, ich verwahrte die Briefe heimlich in einer Schatulle. Mein Gatte glaubte, in diesen Briefen an einen anderen den sichersten Beweis für meine Untreue entdeckt zu haben und lieferte dieselben kurzerhand seinem Rechtsbeistande, Ihrem Herrn Gemahl, aus. Die Briefe stammen aber noch aus einer Zeit, in der ich mit meinem späteren Gatten, den ich gegen meinen Willen, von den Meinigen dazu gedrängt, heiratete, noch nicht vermählt war. Damals hoffte ich noch immer, daß es Heinz Gerlach gelingen würde, die Fesseln, in denen ich schmachtete, zu sprengen. Leider betrog mich diese Voraussetzung!“

Die Stimme der jungen Frau vibrierte vor verhaltener Bewegung, Ely hatte nun alle Koketterie beiseite gelassen.

„Mein Bräutigam war nicht imstande, mir eine Existenz zu bieten, und so war ich gezwungen, ihm sein Wort zurückzugeben; außerdem drängten die finanziell sehr mißlichen Verhältnisse der Meinigen mich in die Ehe mit Werthau, den ich wohl achtete, aber nicht liebte. Trotzdem hatte er in Wahrheit niemals Grund, an meiner Treue zu zweifeln — ich hatte entsagt! Die Briefe an Heinz waren das einzige, was mich noch mit der Vergangenheit verband. Daß wir uns postlagernd schrieben, geschah deshalb, um unsere Korrespondenz geheim zu halten, weil meine Eltern mir jeden Verkehr mit ihm unterlag hatten und streng darüber wachten, daß — im Hause meiner Eltern — keine Zeile aus seiner Hand an mich gelangte.“

Nun hob sich der Kopf der jungen Frau ein wenig, und ein hoffnungsfreudiger Schimmer huschte über ihr Antlit.

„Jetzt ist durch den Tod meines Gatten die Fessel gelöst, und die an sich harmlosen Briefe, die ihm so bedeutungsvoll erschienen, sind für niemanden von irgend welchem Interesse. Ich nehme wohl mit Recht an, Frau Rechtsanwält, daß Ihr verlorener Gatte die Briefe so aufbewahrte, daß nicht Unerbittene Einsicht in dieselben nehmen konnten?“

Jetzt endlich kam Leben in die statuenhafte Erscheinung der Witwe Rechtsanwält Arnolds. Mit einem erleichternden Atemzuge, der sie von einem bösen Banne zu erlösen schien, ging sie auf den Schreibtisch zu, ergriff das Päckchen mit den patschulidustenden Briefen und übergab dieselben der Besucherin. So eilig, als hätte sie glühendes Eisen angefaßt, zog sie ihre Hand davon zurück.

„Bitte — hier sind ihre Briefe!“ sagte sie bewegt. „Mein Gatte hatte sie unter wichtigen Dokumenten in seinem Geheimfach aufbewahrt. Ich fand dieselben beim Ordnen seines Nachlasses unter unseren Papieren. Merkwürdigerweise nannte auch ich meinen Gatten mit dem Vornamen „Heinz!““

Beide Frauen tauschten einen kurzen, vielsagenden Blick — sie hatten sich verstanden.

Frau Werthau streckte impulsiv der einstigen Schulfreundin die Hand entgegen, die diesmal nicht zurückgewiesen wurde.

„Räthe, arme Räthe, was mußt Du gelitten haben!“ sagte sie, unwillkürlich den Ton früherer Tage anschlagend.

Die Witwe war schluchzend in einen Stuhl gesunken.

\* \* \*

Der Abend war hereingebrochen; der Pförtner des Michaels-Kirchhofes wollte die Pforten schließen,

**Auftrag.**

Ich stand am Waldestrand  
Im weiten Heimatlande.  
Die Winde bliesen scharf von Nord'  
Und trieben Herbstesblätter fort.

Sie sangen Raufschelieder  
Und schwangen das Gefieder,  
Und rasten über Stock und Stein  
Wildstürmend in die Nacht hinein.

Wohin, wohin die Reise  
So nächstlich toller Weise?  
Ach, fliehet doch zum Liebchen hin  
Und saget, wie ich einsam bin!

Rauscht hin zu ihren Füßen  
Und sagt, ich lasse grüßen!  
Und kündet mir ein Kächeln, Glück,  
So bringet Kunde bald zurück, —

A. Rodante, Rippin.

raubt? Nein, nein — das war unmöglich! Und doch! Wie ein Bild aus Stein steht die Witwe jetzt, dem Eingang zugewand! Es ist kein Traum, keine Phantastiegestalt; die Dame in der eleganten Traueroilette, die noch den Geruch nach frischen Blumen und Lorbeer vom Kirchhof mit in das Zimmer hereinbringt, ist Frau Ely Werthau! Das Pariser Modell in Form des koketten Trauerbüchchens, wiegt sich auf der braunen Lockenfülle, wie der zierliche Kopf der Trägerin sich leicht zur Begrüßung neigt.

„Verzeihen Sie, Frau Rechtsanwält,“ sagt die Eindringende, die sich nicht abweisen läßt, „eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit führt mich zu Ihnen! Ich würde nicht wagen, Sie in Ihrem Schmerz um den Dahingegangenen zu stören, wenn es nicht eine wirklich sehr dringende und peinliche Sache wäre, die ich um jeden Preis bald erledigen möchte. Wir tragen ja beide gleiches Leid, derselbe Verlust hat uns gemeinsam betroffen! Auch Sie trauern um den Gatten!“

Sie geht mit ausgebreiteter Hand auf die Witwe des Rechtsanwalts zu. Aber wie vor einem Gespenst weicht diese Schritt um Schritt zurück.

„Sie wagen es, von gemeinsamem Leide zu sprechen?“

Die Stimme der Witwe Rechtsanwält Arnolds bebt vor verhaltener Empörung.

„Was führt Sie über diese Schwelle? Was wollen Sie hier, nachdem mein Gatte tot ist?“

als noch hastig eine Dame in tiefer Trauer, den Witwenschleier fest über das Antlitz gezogen, sich hindurchdrängte.

Es war ja Allerseelen, da ließ er sie gewähren! Und am Grabe des Gatten sank Käthe Arnold in die Kniee, umfaßte den frischen Hügel mit beiden Armen und sagte, wie jauchzend, obwohl Schluchzen ihre Stimme erlöschte:

„Du Güter! Verzeihe, o, verzeihe!“

Nicht um eine Welt hätte sie jetzt das Schmerzgefühl hingeben mögen, das ihre Brust erfüllte! Jetzt hatte sie die Tränen wiedergefunden. Ein Licht flammte auf, hier und dort, was, einem frommen Gebrauche entsprechend, noch verspätete Besucher ihren Lieben auf deren Gräbern entzündeten. Zwar löschten Wind und Regen es bald aus, aber es hatte doch einen Augenblick geleuchtet, als Wahrzeichen der Liebe, die Tot und Grab überdauert!

Auf dem Grabe Rechtsanwalt Arnolds flammte der helle Schein und leuchtete intensiv, die Gestalt der Witwe mit einer magischen Lichtwelle umflutend.

## Die beiden Scheidegg.

Nach dem Französischen von Edgar Schmidt.

Wenn man in der Schweiz allein reist und nicht von einer lieben Familie umgeben ist, in deren Gesellschaft man stets ganz nach Wunsch angenehme Zerstreuung findet, ist ein Regen eine recht unbequeme Zugabe, weil er uns mit allen möglichen, oft recht mißvergnügten, weit in ihren Erwartungen getäuschten Reisenden in einem Gasthausaal zusammenpfercht. Zweifellos wird man auch dort Mittel finden, die Zeit angenehm zu verbringen, wenn diese Reisenden Humor genug besitzen, um ihren Aergers zu verwenden, wenn sie alles, was sie an Geist und Liebenswürdigkeit zur Verfügung haben, zusammenzunehmen und sich zu einer, wenn auch oft bunt zusammengewürfelten Gruppe zu vereinigen wissen, um sich während einiger Stunden ganz der Heiterkeit und dem Vergnügen hinzugeben. Aber Anstand und Stille, die jeder Reisende an Stelle der Familie mit sich führt, vornehme Zurückhaltung bei diesem, höfliche Schüchternheit bei jenem, sind ebensoviel Ursachen, diejenigen einander zu entfremden, die fremdliches Entgegenkommen und Zuverlässigkeit allein vorübergehend vereinigen könnte.

Im August vorigen Jahres traf ich eines Abends in Lauterbrunn ein und wurde dort vom Regen überrascht. Der Gasthof war bereits von Reisenden überfüllt, die, wie ich, in der Absicht gekommen waren, am nächsten Morgen zur kleinen Scheidegg hinaufzuwandern.

Die Mehrzahl waren Engländer, einige Schweizer, andere Deutsche und Franzosen. Alle diese im Speisesaal vereinigten Gesellschaften kamen dort in Berührung, ohne sich jedoch irgendwie näher zu treten. Nur ein Herr von einer in der Tat ungewöhnlichen Gutmütigkeit, ging von einer Gruppe zur andern, Wetternachrichten verbreitend und sich über die Pläne jedes einzelnen unterrichtend. Er für seinen Teil würde sich, so erzählte er, nach Meyringen begeben in der Absicht, am übernächsten Tage dort einem großen ländlichen Feste beizuwohnen, in dem das interessante Schauspiel eines volkstümlichen Ringkampfes geboten, und das sich außerdem durch eine große Mannigfaltigkeit nationaler Kostüme auszeichnen werde. Wie man weiß, pflegen sich die Hirten aus den Alpen, wenn sie zusammen ringen, den linken Schenkel mit einer Art Band zu umwickeln, das dazu dienen soll, dem Gegner die Möglichkeit einer Handhabe beim Angriff zu bieten. Damit aber jeder sich die Sache klar vorstellen könne, machte sich dieser gute Herr die Mühe, sein Taschentuch um sein rechtes Bein zu schlingen, ging dann von einem der Gäste zum anderen und lud jeden ein, sein Taschentuch hervorzuholen und ebenfalls die Stellung eines Ringkämpfers nachzuahmen.

Einige Damen glaubten diese Zumutung entristet ablehnen zu sollen. Als er aber an eine Gruppe von Engländern kam, bat ihn einer derselben geradezu, diese unsäuerliche Ceremonie zu beenden.

„Das ist keineswegs eine Ceremonie, mein Herr,“ erwiderte der gutmütige Mensch, „es ist im Gegenteil ein Verfahren, wie es die Alpenhirten anwenden.“ „Ich kenne Sie nicht, mein Herr, und ich verbitte es mir, mich anzureden, wenn ich nicht mit Ihnen spreche!“

„Schön! schön! sprechen wir nicht weiter davon; das ist ja sehr einfach!“

Er begann sein Taschentuch wieder abzuwickeln, mußte jedoch einen seiner Nachbarn in Anspruch nehmen, um den Knoten zu lösen, der sich durch das vielfache Zerren fest zusammengezogen hatte.

Als wir uns zur Abendtafel setzten, wollte es der Zufall, daß ich an der Seite jenes gutmütigen Herrn Platz nahm. Er begann sogleich wieder von seinem großen Feste in Meyringen zu erzählen.

„Morgen,“ sagte ich zum Kellner, während er mir den Tisch reichte, „morgen findet in Meyringen ein großes Fest statt?“

„Daß ich nicht wüßte, mein Herr,“ erwiderte er mir.

Mein Nachbar lachte sich ins Fäustchen, während er mich mit einer auffallend prüfenden Miene ansah. „Was gibts?“ fragte ich ihn.

Er wartete mit seiner Antwort, bis der Kellner sich entfernt hatte. „Ich mußte über Ihre Harmlosigkeit lachen. Wissen Sie denn noch nicht, daß diese Leute niemals etwas von Festen in der Umgegend wissen, die ihnen doch nur die Gäste weglocken?“

„Das mag richtig sein. Aber Sie, mein Herr, woher wissen Sie es denn?“

„Von jemandem, der so ungeschickt war, sich zu verplaudern,“ erwiderte er lächelnd, „von Fallor in Unterlaken. Ich fühlte mich in seiner Pension so heimisch, daß ich entschlossen war, den Rest des Sommers dort zubringen; ich fügte gelegentlich hinzu, daß ich nicht wenig dazu beitragen würde, sein Haus zu füllen, indem ich seine Tafel erheitern und seine Engländer bei ihrer Ankunft freundlich empfangen würde, wenn er mir alles erzählen würde von jenem Fest, von den Ringkämpfen, von den Kostümen.“ „Wahrschaffig! ich ließ nicht locker, und heute befinde ich mich auf dem Wege nach Meyringen, wo ich zu bleiben gedenke.“

„Ich verzeihe,“ erwiderte ich.

Und ich begann meinen Tisch zu verspeisen, der sehr lecker und vorzüglich zubereitet war.

Mir gegenüber saß ein junges Fräulein, deren Anblick mich angenehm zerstreute während der Unterhaltung meines Nachbarn. Ohne daß sie gerade durch die Schönheit ihrer Züge aufgefallen wäre, war diese junge Person interessant durch die Anmut ihrer ganzen Erscheinung und durch die Bescheidenheit ihres Auftretens. Sie schien mir ebenfalls zerstreut. Aus der flüchtigen Note, die ihre Stirn ab und zu für einen Augenblick überflieg, entnahm ich bald, daß irgend ein ärztliches Gefühl, das ihr Herz in Unruhe versetzte, diese äußeren Zeichen einer unbewußten Verschämtheit hervorrief. Etwas aber verhinderte meine Phantasie zur Stunde, den Roman, den ich hier voraussetzen durfte, zu verfolgen und auf Grund der gegebenen Umstände weiter auszudenken. Das war einmal der Umstand, daß auf der rechten Seite dieser jungen Dame ein Mann saß, der seinem Alter nach nur ihr Vater sein konnte; ferner, daß sie dem jungen Herrn mir gegenüber, der ihr zur Linken saß, einerseits zuviel artige Aufmerksamkeiten erwies, als daß man in ihm hätte einen Bruder vermuten können, andererseits zuviel freundschaftliche Vertraulichkeit für einen Liebhaber und wiederum zuviel entgegenkommende Unbefangenheit für einen Verlobten. Da nun gerade diejenigen Romane unterhalten zu sein pflegen, die unsere Neugierde erwecken, befand ich mich in der angenehmen Lage eines Lesers, der, ungebüßig, den Inhalt eines Buches kennen zu lernen, aber zu wenig eilig, ihn genau zu ergründen, eine Seite nach der andern rasch überblättert, anstatt gleich die letzte aufzuschlagen, die ihm alles auf einmal sagen würde. So war ich, als man sich von der Tafel erhob, eigentlich erst beim ersten Kapitel angelangt. Als jedoch der junge Mann beim Abschiednehmen seiner Reisegefährtin eine gute Nacht wünschte, erlaß ich, ich weiß nicht aus welchem Aus-

druck ihres Gesichtes oder aus ihrer Haltung, daß sie nicht seine Schwester sein könne. Ich verstand aber ebensovienig, warum dieser Cavalier, der ihr so vertraulich einen so liebenswürdigen Gruß zuwinkte, nicht ihr Bruder sein sollte.

Sie zogen sich zurück. Nach und nach taten die übrigen Tischgenossen daselbe; ich blieb allein mit meinem ehrbaren Nachbar, der sich anordnete, mich weiter zu unterhalten. Ohne auf seine Worte irgendwie zu achten, dachte ich, während ich ihn betrachtete, darüber nach, daß es Gesichter gibt, die weder zu einem Roman, noch zu einem Mädel, noch zu der geringsten Auseinandersetzung Stoff liefern, und daß die Phantasie, so wißbegierig oder so lebhaft man sie sich auch denken mag, niemals an einem Mann etwas wird zu entdecken oder zu ergründen vermögen, der, sein rechtes Bein mit einem großformatierten Taschentuch umwickelt, von Gruppe zu Gruppe wandert.

Soweit war ich in meiner Betrachtung angelangt, als ein junger Mann mit einiger Vorsicht in den Saal trat, sich überall umsehnd, und nachdem er seinen Mantel abgelegt hatte, dem Kellner einen Wink gab, daß er zu Abend zu essen wünsche. Der Kellner legte ihm mir gegenüber ein Gedeck auf. Raum hatte der Herr Platz genommen, so war mein Nachbar schon dabei, sich an ihn heranzumachen.

„Auch Sie, mein Herr,“ so sprach er ihn an, „befinden sich wahrscheinlich auf der Reise nach Meyringen, um sich dort das Fest anzusehen?“

„Welches Fest?“ erwiderte der junge Mann zerstreut.

„Ein großartiges Fest!“ — Er begann von neuem die Reihenfolge der Aufführungen, die Mannigfaltigkeit der Kostüme, den Ringkampf der Hirten zu beschreiben, und wie jeder der beiden Kämpfenden, um seinem Gegner eine Handhabe zu bieten, um seinen Schenkel . . .

In diesem Augenblick unterbrach ihn der Kellner, um ihm zu sagen, daß sein Kutscher beabsichtige, noch diesen Abend nach Unterlaken zurückzufahren und Bezahlung verlange.

„Ich komme sogleich,“ erwiderte er; dann verabschiedete er sich und ließ mich mit dem jungen Herrn allein.

Um die Unterhaltung nicht ins Stocken kommen zu lassen; gab ich zu erkennen, daß ich Willens sei, mir dieses Fest anzusehen. „Das mag sehr schön sein,“ unterbrach mich der Fremde, „Sie werden sicher wohl daran tun, das dort zu fahren. Was mich aber anlangt, mein Fest findet anderswo statt!“ . . .

Bei diesen Worten, die eine geheime innere Unruhe verrieten, erhob ich mich, um hinauszugehen. Auch er erhob sich; doch als wir allein waren, sprach er mich an, indem er freudig meine Hand ergriff: „Entschuldigen Sie, mein Herr, eine Frage, die Ihnen neugierig erscheinen mag. Sie haben wahrscheinlich in Gesellschaft einer jungen Dame gesprochen, die von zwei Herren begleitet ist; wissen Sie, ob Sie jenes Fest besuchen werden?“

„Es schien mir, als wenn das ihre Absicht sei.“

„Ich danke Ihnen verbindlich,“ erwiderte er und zog sich alsbald zurück, nachdem er mir einen guten Abend gewünscht hatte.

Als er sich entfernt hatte, begann ich wieder nachzudenken und kam zu dem Schluß, wenn der andere nicht ihr Bruder sei, so könne dieser es noch weniger sein. Unglücklicherweise mußte ich mir sagen, daß, so interessant der Roman auch zu werden versprach, er sich doch sehr wahrscheinlich ohne meine Mitwirkung abspielen würde. So befand ich mich in jener unangenehmen Lage eines Lesers, der, am Schluß des ersten Bandes eines interessanten Romans angekommen in der Reihbibliothek erfährt, daß der zweite fehlt und der dritte gerade gelesen wird. Ich ging zu Bett.

Am nächsten Morgen war das Wetter prachtvoll; die Natur, durch den Regen am Abend erfrischt, erstrahlte in ungewöhnlichem Glanze. Von dem Tale aus, in dem wir uns, wie in der Tiefe eines dunkeln Abgrundes, befanden, sah man hoch über den noch von Morgennebeln eingehüllten Bergen die leuchtenden Spitzen der Jungfrau in den azurblauen Himmel emporragen, unten nahebei schlenderte der

Staubach seine tosenden Fluten aus einer Höhe von neunhundert Fuß herab in die Tiefe. Mit den übrigen Reisenden wanderte ich zum Wasserfall. Man nimmt seinen Platz unter dem Fall rechts und bemerkt, den Kopf hehend, hoch in der Luft ein Gewirre von herabstürzenden Wellen, die sich drängen, durcheinandervirbeln und zerstäuben, die von den Felsen hoch zurückprallen und sich, rascher als man es erwartet, in Myriaden von funkelnden Tropfen zerstreuen. Von diesen Tropfen verlieren sich die einen in's Weite, oder sie fallen als feiner Tau auf die Gräser der Umgebung nieder; die andern vereinigen sich wieder mit ihren Schwestern und bilden bald zur rechten, bald zur linken je nach den wechselnden Launen des Windes kleine Rinnsale, die sich kurz nachher mit den schäumenden Wellen der Lutschine mischen.

Auf meinen vielen Reisen habe ich manche Stunde dazu ausgenutzt, schäumende Wellen zu beobachten; es ist das ein Zeitvertreib, in dem die Einbildungskraft, wenn sie untätig ist, ergözzliche Blüten treibt und oft viel Freude genießt. Hier kommt ein abgeriffener Zweig angeschwommen im Strudel; dort eine junge Tanne, die ab und zu untertaucht, wieder emporragt aus den Fluten, die mit den Wellen kämpft, bis sie endlich an einige im Bachbett zerstreut herumliegende große Steinblöcke antreibt, sich dort anklammert und hängen bleibt. . . Die Unglückliche! Wird sie wenigstens in dieser wilden Einsamkeit bleiben, vergessen von dem Beil des Holzhauers in der Nähe der Wälder, wo ihre Schwestern zum Himmel streben? Oder wird sie der unerbittliche Strom, wenn er wieder mächtiger geworden ist durch Gewittergüsse oder Wolfenbrüche, losreißen und sie fernab von den Bergen in jene weite Ebene hineintragen, wo andere Bäume, andere Blumen als Sklaven des Menschen leben? Das ist die große Frage, über die ich bei solchen Gelegenheiten mit einer gewissen Wehmut nachzudenken pflege. Indessen folgt sich Welle auf Welle, Strudel auf Strudel, die Stunde schreitet vor, nichts ist entschieden, und dann . . . dann, anstatt lieber diese Zweifel mit mir fortzutragen oder vielmehr — und derart sind ja die Geheimnisse des menschlichen Geistes — anstatt lieber einen Akt der Gewalt nicht auszuführen, ist es mir unter hundert Fällen neunundneunzig mal vorgekommen, daß ich den unglücklichen Baumstamm aus seinen Fesseln herausriß, ihn im Horn aus den Fluten befreite, die Wandelbarkeit, seine zunehmende Bedrängnis mit den Augen verfolgte und mich nicht eher entfernte, bis ich sein nun mehr vollendetes Geschick mit eigenen Augen festgestellt hatte. Allerdings habe ich ein anderes mal, besser beraten, diese barbarischen Mistaken durch einige gute Werke wieder wett gemacht. Eines Tages erinnere ich mich, — es war in jenem öden Tale von Urseren wo die vom Furta-Paß herabkommenden Wasser träge und launisch über die grüne Fläche dahin schleichen, um von da ohne besondere Eile der Neuz ihren Tribut zuzuführen — höhle ich mit meinen Füßen quer durch das Riesgerölle einen kleinen Verbindungsgraben, und zwar in der Absicht, um kleine Fische, die sich etwas zewegen in einen fast ausgetrockneten Wassertümpel verirrt hatten, aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Ein anderes Mal hatte ich Mitleid mit einem armen in Not geratenen Insekt; ich verließ eigens den Weg, um das Tierchen weit ab von aller Gefahr an einen sicheren und blumenbedeckten Ort hinüber zu tragen. Oft auch habe ich beim Anblick der Blumen, die übergeneigt und wie bittend den Fußweg erfassen, jenes kindische Gefühl, das den Reisenden veranlaßt, unschuldige Lebewesen durch Spielen mit dem Stod zu vernichten, unterdrückt. Diese guten Regungen, hoffe ich, werden mir einst hoch angerechnet werden. Aber was sage ich? habe ich nicht ebenso oft andere Blumen, deren prächtige Färbung meinen Stolz verletzte, rücksichtslos abgeschnitten? habe ich nicht ebenso oft, durch kindliche Neugierde gereizt, jene mit so großer Mühe zusammengetragenen und mit so großer Klugheit mit Nahrung für den kommenden Winter versorgten Ameisenhaufen mutwillig zerstört? habe ich nicht ebenso oft gewünscht,

und ich schäme mich dessen heute noch, daß jener Felsen, der die Landstraße einfaßte, der ganz mit zierlichen Moosen bedeckt in seinen warmen Vertiefungen einer Menge kleiner niedlicher Blumen Schutz gewährte, in den finsternen Abgrund einer Schlucht hinabstürzen möge, weit von der Luft und vom Licht, weit von der untergehenden Sonne, die ihn neu belebte, weit von der untergehenden Sonne, die ihn schützte gegen die kalten Einflüsse der Nacht? So pflegen Könige zu denken. Da ihre Güte oft nur einer eiteln Laune entspringt, hat ihr Stolz nicht selten etwas Graufames und selbst ihre Blicke fordern Opfer.

Um von Lauterbrunnen den Aufstieg zur Wangeralp oder zur Scheidegg zu erreichen — diese beiden Berge liegen an demselben Wege — überschreitet man die Lutschine auf einer kleinen Holzbrücke, die eigens dazu gebaut zu sein scheint, um dem Naturfreund einen günstigen Standpunkt zur Betrachtung des Wasserfalls zu gewähren und anderen Gelegenheit zu geben, Baumzweige in ihrer Not zu beobachten; an jenem Tage aber folgte ich, unter eine zahlreiche Gesellschaft von Touristen gemischt, der Karawane, ohne mich mit der Betrachtung eines derartigen Naturschauspiels aufzuhalten. Ich schloß

grün und buschig, die anderen mit wohl durch das Alter oder die Wirkung der Stürme abgestorbener Krone, schlug Gesang an unser Ohr. Es standen auf dem Abhang eines Hügels zwei von jenen Mädchen aus Grindelwald in ihrer leidlichen Tracht, die dazu ange stellt sind, bei der Annäherung von Touristen jene Vieber vorzutragen, deren an sich einfache Melodie von wohlklingenden Rehrreimen unterbrochen wird, und die die friedliche und muntere Heiterkeit, die das Lied zum Ausdruck bringt, von dem Ort selbst, an dem man sie hört, umgeben von grünen Matten am Fuße unbeweglicher, mächtiger Felsen herleitet. Wir waren stehen gelieben, um dem Gesang zu lauschen. Kaum aber war die Stimme der Mädchen verstummt, als die lebenslustige Erregung des älteren meiner beiden Kameraden sich Luft machte. Von der Höhe seines Neitieres rief er aus allen Kräften Weisfall; alsdann drückte er, sich gleichzeitig an seine Tochter, den Führer und mich wendend, in lebhaften Worten das Entzücken aus, das ihn besetzte. Diefelbe Musik aber übt nicht auf alle, die sie hören, dieselbe Gewalt aus. Die Beredsamkeit der Töne ist in Wahrheit mächtig, aber von sehr verschiedener Wirkung. Sie greift das

Herz an; auf den einen Menschen aber wirkt sie wie ein Lobgesang der Lust und des Glücks, auf den andern wie ein Schrei des Schmerzes, der die Erinnerung an enttäuschte Hoffnungen oder ent schwindende Freuden wachruft. So wenigstens vermochte ich mir nur das zu erklären, was sich in jener Stunde unter meinen Augen abspielte. Während jener alle Herr sich in den lauteften Ergüssen ausgelassener Freude erging, vermochte seine mehr und mehr erlassende Tochter augenscheinlich nur mit Mühe eine Nührung zu unterdrücken, die ganz nahe daran war, sich durch Tränen zu verraten. Der Vater bemerkte es. Inmitten der heiteren Stimmung, in die ihn der Gesang versetzt hatte, durch diesen Anblick überrascht, ging sein Gesichtsausdruck unvermittelt von der Freude in Betrübniß und bange Sorge über, in die sich eine gewisse Unruhe mischte, als deren Ursache augenscheinlich die Anwesenheit des jungen Herrn angesehen werden mußte. Letzterer beschleunigte alsbald seine Schritte, und als wenn ihm die Unruhe seiner jungen Gefährtin gänzlich entgangen wäre, kam er harmlos auf mich zu, da ich mich an die Spitze des Zuges gesetzt hatte. Wir wanderten zusammen weiter. Nach einigen Augenblicken sprach er mich an.

„Falls Sie im Besitz von Zigaretten sind, würden Sie mich zu besonderem Danke verpflichten, wenn Sie mir davon eine ablassen wollten. Seit zehn Tagen habe ich mich des Rauchens gänzlich enthalten, um meiner Cousine nicht zu mißfallen, länger aber halte ich es nicht aus.“

Ich überreichte ihm meine Zigarettasche, er nahm eine Zigarre und zündete sie an. Ich nahm mir ebenfalls eine, die ich an der feintigen andrannte. Während dieser Berrichtung machte ich mir selbst heftige Vorwürfe; wie war es möglich, daß ich nicht schon gestern Abend erraten hatte, daß er, da er weder Bruder noch Verehrer, noch Verlobter des jungen Mädchens zu sein schien, nur ihr Vetter sein konnte! Dieser aber fuhr, nachdem ich meine Zigarre angezündet hatte fort: „Es ist meine Braut. Wie traurig sie ist! Haben Sie es bemerkt?“

Diesmal gestand ich mir ein, daß ich ein Dummkopf sei, während ich dem andern gegenüber zum Ausdruck brachte, wie ich die Sache schon am Abend vorher und zwar auf dem ersten Blick durchschaut habe.

„Die Liebe,“ bemerkte ich vertraulich, „namentlich, wenn sie so lebhaft und ernst zum Ausdruck kommt, verrät sich stets.“

Bei diesen Worten sah mich der junge Mann, augenscheinlich überrascht über meine Meuerung, fest an.

„Wäre es wirklich an dem?“ sagte er. „Ich glaube in der Tat nicht, daß man es mir ansehen könnte.“ Und weiter schreitend überließ er sich wiederum seinen Gedanken. Ich tat desgleichen.

(Fortsetzung folgt.)



Er liebt mich — er liebt mich nicht!

mich vielmehr, nachdem sich die einzelnen Gruppen, aus denen die Karawane zusammengesetzt war, nach Ueberschreiten der Brücke getrennt hatten, die einen um die Wanderung fortzusetzen, die andern um von hier aus zurückzukehren, derjenigen Gruppe an, die hauptsächlich aus den Personen bestand, mit denen sich meine Erzählung bisher beschäftigt hat. Der junge Mann, der Nachbar der jungen Dame, stieg, wie ich, zu Fuß die Anhöhe hinauf; so hatten wir dank der Uebereinstimmung unserer Absichten bald Bekanntschaft geschlossen und eine Unterhaltung in Gang gebracht. Vor uns ritten die junge Dame und ihr Vater auf Maultieren, während letzterer sich beim Anblick der immer von neuem sich bietenden Naturschönheiten, die sich beim Aufstieg vor seinen überraschten Blicken aufstauten, in regelloser Schwärmerei erging und nicht aufhörte, alles in lebhaften Worten zu bewundern, überließ seine ruhigere und allem Anschein nach für derartige Schönheiten weniger empfängliche Tochter ihrem Maultier, dessen Stellung sich bei jeder Wendung des Felszadweges änderte, die Sorge für die Abwechslung der sich den Blicken darbietenden Bilder, über die sie nur flüchtige und ziemlich gleichgültige Blicke gleiten ließ.

Auf dem ersten Abzug des Berges angelangt, wo ziemlich zerstreut einige Ahornbäume standen, die einen

### Die Unbekannte.

Novelle von Marie Louise Mattioli.

Aus dem Französischen übersezt von Friedrich Wörther.

Der Salon meines Freundes Karl Brandes bot einen angenehmen Aufenthalt, und man war überrascht, mit welcher feinsinnigen Sorgfalt dieser ernste, beinahe finstere Mann sein Heim schmückte. Ich folgte deshalb gerne seiner Einladung, mit ihm ein Stündchen zu verplaudern, und nachdem die Unterhaltung über alle möglichen Dinge ins Stocken geraten war, machten wir es uns beide in der Fensterbank bequem, dem Heulen des Sturmes laufend und nachdenklich den Rauch unserer Zigaretten verfolgend, welcher in blauen Ringeln sich kräuselnd, zuletzt in ein nichts sich auflöste. Es war eine jener Stunden, welche man mit offenen Augen verträumt, ein dolce far niente, die auf Geist und Körper eine unheimlich gute Wirkung ausüben.

Das plötzliche Erlösen der elektrischen Klingen uns aus unserem allfälligen Selbstverlassen.

Das Mädchen trat in den Salon und überbrachte eine Depesche. Brandes wurde bleich und seine Hand zitterte heftig, als er den Umschlag zerriß. „Schlechte Nachrichten?“ fragte ich besorgt. „Gott sei Dank, nein,“ erwiderte er, „Geschäftliches.“

Er lete die Depesche auf den Schreibtisch, aber sein Blick blieb auf derselben haften, und seine Miene verblühten sich.

„Ich hoffe,“ bemerkte ich nach längerem Schweigen, „daß Du mir als alter Freund nichts Unangenehmes verbrügst. Wenn Du geschäftliche Schwierigkeiten hast, kann ich Dir vielleicht mit Rat und Tat beisstehen.“

„Ich versichere Dir, lieber Rudolph,“ erwiderte er, „die Sache ist nicht der Rede wert, aber eine Depesche verleiht mich immer in Aufregung, seit — seit — — —“

Karl zögerte einen Moment. „Das ist eine wirklich traurige Geschichte,“ begann er endlich, „und die Erinnerung daran ist für mich so schrecklich, daß ich diese Begebenheit sogar Dir noch nicht mitgeteilt habe, aber da nun einmal Deine Neugierde erweckt ist, will ich dieselbe auch bekriegen.“

„Wie Dir bekannt, machte ich vergangenen Herbst eine Reise in die Schweiz. Nachdem ich acht Tage in Zürich zugebracht und diese Perle der Schweiz eingehend besichtigt, wo mir wohl das herrliche Panorama, das man von den Höhen des Uetliberges aus genießt, unvergesslich sein wird, entschoß ich mich, das Schweizer Hochland zu besuchen, und machte vorläufig in dem romantisch am Ufer des Vierwaldstättersee gelegenen Luzern Halt. Die Hotels in der Stadt waren, wie gewöhnlich zur Hochsaison, überfüllt, aber Dank der umfichtigen Leitung der Kur-Direktion erhielt ich in einem in der Nähe der Stadt gelegenen kleinen Hotel ein verhältnismäßig schönes Logement.

Am der table-d'hôte hatte ich Gelegenheit, die Hotelgäste kennen zu lernen; unter ihnen fiel mir sofort eine in Schwarz gekleidete junge Dame auf, welche jeden Tag meine Aufmerksamkeit erregte.

Sie mochte ungefähr 25 Jahre zählen. Klassisch, von schlanken Körperbau, verriet jede ihrer Bewegungen die Dame von Welt. Ihr ovales Gesicht war von jener interessanten Blässe, welche uns Männer so sehr gefällt und schien wie aus Marmor gemeißelt, so ruhig und kalt waren die Linien desselben; aber für Momente, wenn ihr Blick zufällig die Umgebung streifte, erblickte ich zwei Augen, die mich unwillkürlich in ihren Bannkreis zogen.

O, diese Augen! Ich habe noch niemals solche gesehen. Nur ein südländischer Himmel konnte die Glut in dieselben zaubern, welche aus den Pupillen meiner schönen Tischgenossin strahlte und einen eigenartigen Gegensatz zu dem herben Zug bildete, der um ihren feingeschnittenen Mund lagerte.

Frau von G. unterließ sich mit niemand. Sie machte öfter Promenaden, aber immer allein.

Wiederholt versuchte ich sie in ein Gespräch zu ziehen, aber stieß stets auf eine Reserviertheit, welche mir deutlich erkennen ließ, daß jeder Annäherungsversuch nutzlos für mich wäre.

Ich weilte nun schon drei Wochen in Luzern, ohne eine größere Exkursion in die Berge gemacht zu haben, und meine Gesundheit war wieder derart hergestellt, daß ich es ruhig wagen durfte, eine größere Bergpartie zu unternehmen.

Am nächsten Morgen entschloß ich mich zu einer Besteigung des „Nigai“, wohl einer jener wenigen Berge, welche uns nach Erklommung desselben ein solch farbenprächtiges Panorama darbieten, das für immer in unserem Gedächtnis haften bleibt.

Die Sonne verborg sich noch hinter dichten Nebelmassen als ich den Berg antrat, nur die nächste Umgebung war für mich erkennbar. Aber welch wunderbarer Anblick bot sich meinen Blicken, als ich nach einigen Stunden tapferen Marsches den Gipfel erreichte. Die Sonne hatte reichlich das Nebelmeer durchbrochen und beleuchtete eine Scenerie, wie man sie sich großartiger und pittoresker nicht denken kann. Tief unter mir breiteten sich der herrliche Vierwaldstättersee und der liebliche Zugersee aus und ihre Fluten umsäumten trotz aufsteigender Bergriesen und anmutige Hügelketten. Nach Norden dehnten sich die gegangenen Gebirge der Schweiz aus und in der Ferne sah man, gleich einem Silberstreifen, den Zürcher See. Das Panorama nach Süden war überwältigend, denn die Gletscher des Berner Oberlandes bildeten ein herrliches Niesen- und Diadem, und ihre Spizen funkelten gleich geschliffenen Diamanten.

Nachdem ich meine Augen an dem wundervollen Natur-Schauspiel gemeidet hatten, wandte ich meine Aufmerksamkeit der näheren Umgebung zu, und im Begriff, eine Alpenblume zu pflücken, bemerkte ich im Grase ein Stück Papier, welches ausnehmend noch sehr gut erhalten war. Mechanisch hob ich dasselbe auf: es war eine Depesche, zur Hälfte zerrissen. Feuchtigkeit hatte die Buchstaben fast vernichtet und man konnte nur die Worte: „Frau“ und die Unterschrift: „Arthur“ deutlich lesen.

Es ist mir unerklärlich, warum diese Depesche mein Interesse erweckte. Einem geheimen Impulse folgend, verließ ich den Inhalt derselben zu untersuchen, und ich bemerkte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß dieselbe am vorhergehenden Tage erst aufgegeben war.

Wer konnte es wohl gewesen sein, der dieses Schriftstück bis hierher brachte, und es dann zu zerlegen oder wegzuwenden?

Ich hielt das Papier noch immer in der Hand, als mir ein Gedanke durch den Kopf zuckte: Wie konnte sich der Inhalt vermissen, da doch das Neuhere trocken und gut erhalten war? Vielleicht waren es Tränen, die auf dasselbe tropfen und die Schrift unleserlich machten.

Mit der Geduld eines Gelehrten, welcher Ruinen durchsichtet, begann ich mit der weiteren Entzifferung des Schriftstückes und konnte endlich den Zusammenhang verschiedener Silben, welche total vermischt waren, erraten: es war ohne Zweifel der letzte Abschiedsgruß eines Mannes an seine Geliebte.

Welche Seelenqualen hatten wohl diese Zeilen verursacht. Das arme Weib war bis zu dem Gipfel dieses Berges gekommen, um sich ganz dem Weib hinzugeben, welches eine erbrochene Liebe verursacht. Wie groß mußte ihr Schmerz gewesen sein, um nur die verschwiegene Natur zum Zeugen des Ausbruchs desselben zu haben?

Ganz in Gedanken versunken, begann ich den Abstieg und kam gerade im Hotel an, als es zum Diner klingelte. Da der Zwischenfall des Tages mich noch immer beschäftigt, bemerkte ich erst nach Schluß der Mahlzeit, die Abwesenheit meiner schönen Tischgenossin. Da sie immer zur bestimmten Zeit erschien, mochte sie wohl unpäßlich oder gar abgereist sein.

Bei dem Gedanken, daß ich dieses so anziehende Gesicht, diese so schönen Augen vielleicht nicht mehr erblicken würde, umschlich mich eine tiefe Traurigkeit. Ich wollte darüber Gewißheit haben und begab mich sofort in das Bureau des Hotels, um das nähere zu erfahren.

Der Portier machte eine erklaunte Miene, als ich nach dem Verbleib der jungen Dame fragte.

„Aber mein Herr, haben Sie denn die Dame nicht auf dem Nigai angetroffen?“ meinte der alte Mann. „Sie brach ungefähr zwei Stunden vor Ihnen auf und ich dachte, Sie hätten sich mit der Dame vereinigt, um ihr beim Abstieg behilflich zu sein, denn der Weg ist an manchen Stellen etwas gefährlich.“

„Da ist gewiß ein Unlück geschehen,“ rief ich. „Nun, denken Sie doch nicht gleich an das Schlimmste,“ meinte der Portier ruhig, „vielleicht ruht sich die Dame irgendwo aus.“

„Wir dürfen keine Minute verlieren,“ rief ich. „Gehen Sie sofort ein paar Führer, um den Berg abzusuchen. Ich werde alle Auslagen bezahlen.“

Bei diesen letzten Worten entfernte sich der Portier mit raschen Schritten und nach kurzer Zeit erschien er mit ein paar handfesten Leuten, welche sich unverzüglich auf den Weg machten.

Ich wollte den Leuten folgen, entschloß mich aber im Hotel zu bleiben, da ich befürchtete, der Expedition hinderlich zu sein.

In meinem Zimmer angekommen, setzte ich mich auf das Sofa und hing meinen Reflexionen nach. Dieses spöhrhafte Weib, welches ich anfangs nur aus Interesse betrachtete, hatte nach und nach mein ganzes Sein erfüllt; jetzt war es mir klar: ich liebte dieses Frau mit den unergründlichen Augen und dem interessanten Profil.

Stunde um Stunde verran, eine jede erschien mir eine Ewigkeit. Wenn die Uhr die Stunde ertönen ließ, erzitterte ich, und wenn ich den heiseren Schrei eines Nachtvogels hörte, überkam mich ein geheimes Grauen vor etwas Schrecklichem.

Welche Nacht habe ich verbracht? Endlich graute der Tag. Ein Hahnsehrei ertönte in der Nähe und die Vögel stimmten ihren Morgen-gesang an.

Ich begab mich in den Garten. Der ganze Zauber eines schönen Herbstmorgens umfing mich, konnte aber nicht die düsteren Gedanken verschleiden, welche meine Stirne umwölften. Ruhelos im Garten auf- und abgehend, hörte ich plötzlich den Ruf eines Mannes.

Mich schnell umwendend, gewahrte ich den Direktor des Hotels, welcher auf mich zueilte.

„Ach, welch schreckliches Unlück,“ rief er befürgt. „Man hat Madame G. gefunden, aber — — —“

„Sie ist tot,“ sagte ich ätzend, „nicht wahr?“ „Leider, Die Führer fanden sie in einer kleinen Schlucht in der Nähe des Gipfels des Nigai. Die Unglückliche muß ungefähr 200 Meter tief gestürzt sein. Ich habe sie an dem Unglücksmorgen auf die Gefahren einer Bergpartie aufmerksam gemacht, aber sie hat mir geantwortet: — — —“

„Ich habe keine Furcht, denn ich bin gewohnt, solche Partien allein zu machen.“

„Arme junge Frau. Es ist schrecklich, so zu sterben! Ich hätte sie nicht gehen lassen sollen, denn sie hatte ein so müdes Aussehen und war so bleich.“

„Und — — — wo ist sie jetzt?“

„Man trägt sie in ihr Zimmer, wenn — — —“ Ich lief in das Hotel wie ein Besessener. Auf der Freitreppe bewegte sich der traurige Zug langsam vorwärts. Im ersten Stock angekommen, machten die Träger Halt und begaben sich mit ihrer Bürde in ein Zimmer, wo sie dieselbe auf eine improvisierte Bahre legten.

„Ach, lieber Freund! Bis zu meinem letzten Atemzuge wird dieses Bild mir vornehmeln! Sie war nicht entsetzt und schien zu schlafen. Selbst der Tod hatte ihre Züge nicht verändert; das schöne Profil hatte denselben ruhigen Ausdruck wie im Leben. Eine einzige Wunde war an der Stirne zu bemerken, ein kleiner roter Streifen. Das dunkle Haar war aufgelöst und sie umgaben das bleiche Gesicht.“

Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, welche mein Innerstes durchwühlten. Ich wußte, was dieses Weib in den Tod getrieben. Es war mir klar: diese Hände hatten die Depesche zerrissen, die Tränen dieses Weibes hatten die Schrift auf derselben vermischt. Vielleicht waren Ueberreste des



Schriftstückes durch den Wind zu ihr getragen worden, auf ihr armes Herz, das durch dasselbe gebrochen wurde.

Nachdem ich die Unglückliche noch einmal betrachtet hatte, verließ ich das Zimmer. Vergebens suchte man bei ihr nach Schriftstücken, welche ihre Identität feststellen konnten; vor ihrem Tode hatte das Weib alles verbrannt, um unerkannt zu bleiben.

Das einzige, was man vorfand, war ein Kouvert mit einer größeren Summe Geld, welches, wie die Aufschrift besagte, für die Armen bestimmt war.

Selbst der Name der Unglücklichen war ein anderer, denn die Wäsche zeigte die Initialen R. L. Der Beerdigung wohnte ich wie ein Gespenst bei und ich fragte mich, ob das alles nicht ein böser Traum wäre.

Am nächsten Tage verließ ich Luzern. Ich habe mehrere Male an den Hotel-Direktor geschrieben, ob vielleicht der Zufall etwas Licht auf die Spur des unglücklichen Weibes geführt, erhielt aber stets eine verneinende Antwort.

Wer war sie? Wer war derjenige, welchen sie bis zum Tode liebte?

Vielleicht sind sie in der Ewigkeit vereinigt. — „Ach! Warum bin ich nicht an diesem Unglückstage zwei Stunden früher aufgebrochen!“ rief Karl, mir sein bleiches Gesicht zulehnend, in welchen seine Augen feucht schimmerten und traurig fügte er hinzu: „Jetzt weißt Du, woher meine Furcht vor Depeschen kommt. Grausame Boten, welche Verzeufung und den Tod bringen.“

Vermischtes.

Er kommt! (Siehe Abbildung Titelseite). Seit einem hohen Jahre war der einzige Sohn und Erbe des reichen Handelsmannes, Traugott Friedrich Balzer, von seiner Reise ins Ausland zurückgekehrt und hatte das Geschäft übernommen, während sich sein betagter Vater in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen hatte. Aber noch immer wußte man in der Stadt nicht, welches heimliche Weiden der junge Handelsherr als sein Ehegemahl beiführen werde. Denn daß dies nun schon längst geschehen müsse, war doch klar. Uebrigens hatte der junge Herr Traugott ja auch die Auswahl unter den hübschesten und wohlhabendsten Bürgerstöchern. Aber noch immer fragte man sich vergeblich: „Wer wird er wählen?“ Nur eine Menschenseele wußte es. Diese Menschenseele hatte ein liebliches Mädchenantlitz, aus dem zwei schöne, dunkle Augen herausschauten. Und eben jetzt schaute diese Augen ungebärdigt die Straße hinab, um zu erforschen, ob er wohl nun bald komme. Denn daß er kommen würde, das wußte sie ja ganz bestimmt. Das hatte er ihr ja noch gestern Abend zugesichert, als er wie gewöhnlich auf dem einsamen Wege vorbeigekommen war, der hinter ihrem Gartenhause hinführte. Sie konnten sich ja beinahe schon seit zwei Jahren, seit sie bei ihrer guten Tante am Rhein gewohnt und er mehrere Monate lang ihr Nachbar und täglicher Besucher gewesen war. Aber hier in dem kleinen Kästchen durfte er nicht eher ihr Haus betreten, bis ihr eigener Vater von der Reise zurückgekehrt war. Und das war gestern geschehen! Nun aber sollte ihn niemand mehr von seinem Glück zurückhalten, heute wollte er kommen und um die Hand der Geliebten anhalten. Und diese selbst durfte natürlich der Bitte gemäß keine Abmahnung von solchen Absichten hegen, bis die Eltern um ihr Samort befragt waren. Nein, sie wollte harmlos im Garten umherwandeln, bis man sie hineinrufen würde. Aber die Zeit verstrich doch gar zu langsam, bis elf Uhr, die Besuchsstunde, heranrückte! Schon ein dutzend Mal hatte sie vom Balkon hinab auf die Straße geblickt und immer vergeblich. Aber siehe dort — das ist seine hohe, stattliche Gestalt — gewiß, das ist er! „Er kommt!“ jubelte in ihrem Herzen, und hastig eilt sie zurück

in den Garten hinter dem Hause, um zu harren. Und eine Viertelstunde später erblickt sie das freundlich lächelnde Antlitz des Vaters, der sie mit wichtigen Mienen ins Haus ruft.

Ein Hotel mit einer Morque. Ein verschwenderisch ausgestattetes Hotel, das einige ganz eigenartige Neuheiten aufweist, wird in Washington gebaut. Es soll nach seiner Fertigstellung das schönste Hotel der Welt sein. Es wird 1000 luxuriös eingerichtete Zimmer enthalten, eine prächtige Bibliothek mit 25000 Bänden, türkische Schwimmbäder, und einen geräumigen Wintergarten mit Palmhaus haben. Neben dem Hotel wird ein kleines, aber bequem eingerichtetes Krankenhaus sein, das für Krankheiten und Unfälle dient, und zu diesem gehört auch eine Morque mit Kühlräumen wo die Leichen von Leuten, die im Hotel sterben, so lange aufbewahrt werden, bis Angehörige oder Freunde sie abholen. Die Baukosten des Hotels werden 48 Millionen Mark betragen.

Heiteres.

Wohlmeynd. Mutter (zum jungen, talentlosen Maler): „Weißt Du, Otto, verfaulen tuft Du doch kein Bild. . . da solltest Du doch wenigstens aus Sparsamkeit beide Seiten der Leinwand bemalen!“

Das erste Auto. Schon Ibsen benutzte das Automobil für seine Fahrt zum Kampf der Mogen und Gefänge, denn es steht geschrieben: „Der fromme Dichter ward gerochen.“

Verhängend. Fremder (auf dem Wege zur Kunstausstellung): „Aber, Kutscher, fahren Sie ein wenig schneller! So kommen wir nicht zur Ausstellung.“ — Kutscher: „Da brauchen Sie keine Angst zu haben, die Kunstausstellung wird ja erst Ende September geschlossen!“

Humor des Auslandes. Ein Ire stand vor Gericht. „Können Sie jemand namhaft machen, der für Ihren guten Charakter bürgt?“ fragte der Richter. — „Ja, den Polizeipräsidenten.“ — Der Polizeipräsident wurde vernommen und sagte, er kenne den Mann überhaupt nicht. — „Sehen Sie,“ rief der Ire, seit zwei Jahren wohne ich in seinem Polizeibezirk und er kennt mich nicht. Was wollen Sie mehr?“

Ein braver Mann. Theaterdirektor: „Sie wollen 50 Mark Vorschuß haben? Wenn Sie nun aber morgen sterben?“ — Schauspieler (mit Entrüstung): „Herr Direktor, ich bin zwar arm, aber ehrlich!“

Unmöglich. . . . Sie wollen Jungeselle bleiben, Herr Kommerzienrat? Unmöglich! Auf Ihre zukünftigen Töchter hin werden ja jetzt schon Schulden gemacht!“

Dilemma. Dürnkist: Wegen äußerst drückender Notlage habe ich gestern um Gehaltsaufbesserung gebeten. . . ob ich nun heute, wenn der Herr Rat wieder einen Witz macht, lachen darf?“

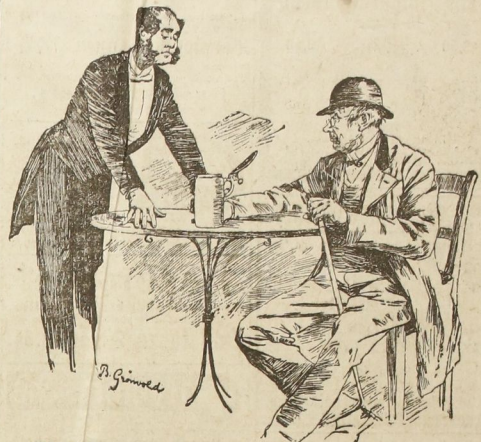
Bestrafte Lüge. Fräulein Mimi will in Monte Carlo ihr Glück auf die Probe stellen. Ihr Verehrer befeht ihrem Wunsch gemäß die Zahl 22, die sie ihm erröthen als ihre Alterszahl nennt. — Einen Augenblick später gewinnt Nummer 32. Erleichtert tritt sie zurück und flüstert: „Ach, hätt' ich doch die Wahrheit gesagt!“

Mis. Hausherr: „Mein Dienstmädchen beklagt sich, daß Sie es im Garten gestift haben.“ — Mieter: „Nun, haben Sie mir denn nicht die Mitbenutzung Ihres Gartens zugesagt?“

Geduldig. Maler: „Was bieten Sie für dieses Bild?“ Kunsthändler: „Dreißig Mark.“ — Maler: „Was, dreißig Mark? Das ist ja ein wahres Spottgeld, so verhungert bin ich Gott sei Dank noch nicht!“ — Kunsthändler: „Dann werde ich also warten!“

Zustimmung. Frau (zu ihrem bezech heimkehrenden Mann): „Mensch, wie siehst Du wieder aus. Du solltest Dich in die Erde verfrachten!“ — Mann (über und über beschämt): „Das habe ich ja schon — verjücht.“

Sichere Kontrolle.



Oberkellner (zum Gast, mit den er schon öfters Differenzen bei der Berechnung der Schoppenzahl gehabt): „Sie haben heute fünf Glas.“ Gast: „Woher wollen Sie das so genau wissen?“ Oberkellner: „Ich habe jedesmal, wenn ich für Sie Bier holte, am Buffet eins mitgetrunken.“

Rästel-Ecke.

Silberrästel.

boh, da, del, ei, ey, fi, i, lau, Lou, mer, na, ru. Aus vorstehenden Silben sind sechs Worte zu bilden die folgende Bedeutung haben:

- 1. Ein schlechter Mensch. 2. Ein Gefäß. 3. Eine Menge. 4. Ein Mädchenname. 5. Eine Stadt. 6. Ein Name. Sind die Worte richtig gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, je eine frohe Zeit.

Geographisches Fästrästel.

- . u . i . e Eine Stadt in England. j . n . e Eine Stadt in Belgien. R . n . n Ein Fluß in Frankreich. u . u . n Eine Stadt in Italien. o . b . n . n Ein Berg. n . . . . . Eine Stadt. R . . m . n . . e Eine Halbinsel. . . u . o Ein Fluß in Spanien.

Die Anfangsbuchstaben ergeben eine deutsche Stadt. Auflösung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Zweifelhafte Scharade.

Reh — Sem — Hermes.

Kopf-Rästel.

- Mit Kopf: Ohne Kopf: Wollte — Wolle; Lange — Auge; Klein — Sem; Ehem — Sem; Reis — Eis; Kreis — Reis; Palm — Salm; Red — Ed; Kellch — Elch.

Rästel: Mandarin.

Billigste Bezugsquelle aller Arten Musikinstrumente. LEADER & KREINBERG. Markneukirchen i.S. No. 42. Includes an illustration of a gramophone.

Deutscher, erstklassiger, Roland-Nähmaschine. Waschmaschinen u. landwirtschaftl. Maschinen auf Wunsch Teilzahlung. Man verlange umsonst Preisliste. Roland-Maschinen-Gesellschaft in Köln 451.

Warnruf! gegen den fortschreitenden Rückgang und das Ergreifen des menschlichen Hautorgans. Besteht aus feinsten Brennstoffen aber Ursubstanz und Weichteil gegen Schuppen u. Haarausfall. gratis durch Adolf Scheuer, Frankfurt W. 56.

Schönheit. Reizend, Teint, weisse Hände, weiche glatte Haut d. m. f. auf. Crème Birkon (ges. gesch.). Nicht fettend. Dose M. 1.50. Unschädlich bei spröder Haut, Frost, Juck, Wund, Rötze, Mitesser, Sommersprossen u. schlaff. Haut (Falten). Nur in Berlin u. Franz Schwarzlose, Leipzigstraße, 56, Colonnade.

Musikwerke jeder Art. Gramophone, Phonograph, Polyphone, Drehinstrumente, Zithern, Violinen, Accordeons. Lieferung nur erstklassiger Fabrikate in allen Preislagen gegen geringe Monatsraten. Illustrierter Katalog No. 204 gratis und frei auf Verlangen. Bial & Freund Breslau II. Wien XIII.

Vergleichen Sie alle Angebote in Herrenkleiderstoffen in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise, dann kaufen Sie bestimmt bei Christian Günther, LEIPZIG-PLAGWITZ. Postfach No. 82. Bekanntestes Tuch-Versandgeschäft. Die Saison-Neuheiten sind eingegangen. Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

**Echt silberne Uhren**  
 Mk. 9,50  
  
 Mk. 9,50  
 Illust. Preisliste gratis.  
**Gebr. Loesch, Leipzig 4.**

**Musikinstrumente**  
 für Orchester Schule und Haus.  
 Neu erscheinende  
 Preisliste frei.  
  
**Jul. Reinr. Zimmermann, Leipzig.**  
 Geschäftsh. St. Petersbg., Moskau, London.

**Goldkörnerchen**  
 des Wissens-Kataloge  
 (hochinteressant) versendet gratis  
**W. Mähler in Leipzig 366.**

**Bettfedern und Dauen,**  
 garantiert taubfrei und gut füllend,  
 3/4, 5/8, 0,75, 1, - , 1,25, 1,50, 2,00 Pf.  
**Vorzügliche Dauen, 2,25 Pf.**  
 Versand von 5 Pfund an gegen vorherige  
 Einleitung oder Rücknahme des Betrages.  
**Gustav Michels,**  
 Gr. Meiblen a. Harz.

**Lesen Sie!**  
 Das Buch über kleine Familie.  
 Preis mit Briefporto 80 Pfennige.  
**Emil Kunze, Leipzig-Th. 34.**

**Hygienische**  
 Bedarfsartikel. Neuester Katalog  
 m. Empfehl. viel. Aerzte u. Prof. gratis u. fr.  
**H. Unger, Gummwarenfabrik,**  
 Berlin N., Friedrichstr. 131c.

**Siebes-Zauber!**  
 Auffeherregend. Versuch d. geb. Rühme. Siebe  
 einzeln zu erhalt. od. zu vernicht. Dr. verschl.  
 1,95 Pf. Botmann, od. Nachh. (Briefeinf.) auch  
 verschl. — Preisliste ab. mit. — Bildg.  
 unjourn. E. Klengel, Dresden N. 6

**Kravatten-**  
 fabrik  
 Blömer & Co.  
 St. Türens-  
 Krawatt No. 6.  
 Stoffmuster u. Illust. Preisl. kostenfrei.

**Korpulenz**  
 Fettleibigkeit  
 wird beseitigt durch d. Tonnoia-Zehrkur. Preis-  
 gefäß mit gold. Beschaffen u. Eigenschaften.  
 kein harter Stuhl mehr, ton-  
 dern jugendlich schlank, elegante Figur und  
 große Saftigkeit. Kein Heilmittel, kein Geheim-  
 mittel, sondern naturgemäße Hilfe. Garantiert  
 unschädlich für die Gesundheit. Keine Diät, keine  
 Verweigerung der Lebensweise. Vorz.ig. Wirkung.  
 Paket 2,50 Pf. franco gegen Botmann od. Nachh.  
**D. Franz Steiner & Co.,**  
 Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

**Vergrößerungs-Apparat „Reflectus“**  
 Jedermann sein eigener Bildmaler.  
 Vergrößerte Bildergabe aller Photographien,  
 Bilder, Stoff- u. Wandmalereien, Blüthen, Brief-  
 markten, Blumen, Käfer, Stützer usw. in jedem  
 Verhältnisse. Seiner Nachzügeln in amalen  
 Studien, Unterhalt. u. Grander. Mit demselben  
 Apparat durch sein. Mechanismus leicht um-  
 stellbar, erzielt man d. großart. Demontierbar  
 d. Ständer. Nicht zu verwechseln mit dem  
 magica, wo nur durch d. Glasbl. verwendet.  
 Preisliste gratis und franco.  
**Reflectus** berg. geb. Bild u. Zeichen. Brief.  
 Preis 27 Mark 50 Pf. franco. Nachh. Brief.  
 d. b. Metallwarenfabrik von **Hautsch &**  
**Zimmerhacke, Dresden 27 Z.**

**Unsere weltberühmte**  
**Rasirgarnitur „Krone“**  
 versenden in neuer Ausstattung  
**Fein polierter Holzkasten,**  
 verschliessbar mit verstellbarem  
**Rasirspiegel**  
 enthaltend sämtl. Rasirartikeln:  
 1. Sicherheitsrasirapparat mit An-  
 leitung oder auf Wunsch Ia.  
 Silberstahl-Rasirmesser,  
 2. ein guter Streichriemen,  
 3. eine Dose Seifenschaum,  
 4. eine Dose antisept. Rasirseife,  
 5. ein Rasirpinsel,  
 6. eine vernickelte Rasirschaale.  
 Alles zusammen in Ia. Qualität  
 nur Mk. 3. — gg. Nachh., Porto 50 Pf.  
 Diese Garnituren in imit. Lederkasten  
 ohne Spiegel mit Sicherheitsrasirapparat  
 oder auf Wunsch Ia. Rasirmesser,  
 zu Mk. 2,50, Porto 50 Pf.  
 Illust. Catalog unserer Waaren, ca. 4000  
 Gegenstände enthaltend, umsonst und  
 portofrei.  
**Stahlwaarenfabrik u. Versandhaus**  
**E. von den Steinen & Cie.**  
 Wald bei Solingen 278

**Steckenpferd-**  
**Lilienmilch-**  
**Seife**  
 von Bergmann & Co., Radebeul-Dresden  
 erzeugt ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen,  
 weisse samtartige Haut, blendend schönen Teint u. bewirkt Sommer-  
 sprossen sowie alle Arten Hautunreinigkeiten, à Stck. 50 Pf. in allen  
 Apotheken, Drogen-, Parfüm- und Seltens-Geschäften.

**U Genfer und Glashütter**  
**Uhrenfabriklager**  
**G. Jäger - Konstanz 24.**  
 Uhren-Versandhaus  
 14 Tage zur Probe  
 versende ich gegen Nachnahme meine  
 Silber-Remontoir, Reichsstempel 900/1000, mit  
 feinem Goldrand zu 9 Mk.  
 Nickel-Remontoir (Ankerwerke) 4 \*  
 Weckeruhren 2 \*  
 Nur Prima-Werke mit 2jähriger schriftl. Garantie.  
 Kataloge mit über 700 Abbild. franko und gratis.

**Nebenverdienst**  
 Leichten und lohnenden  
 erhält Jedermann dazum. Anfragen an  
 P. Rissmann, Versandgeschäft, Magdeburg.

**Stickerei**  
 Doppelstoff Meter 10 Pf. für  
 Beinkleider und Nachjacken  
 15 und 20 Pf. Rockstücken  
 Meter 30 Pf. Hemdenpassens  
 (Handarbeit) 1,10 Mk., Wäsche-  
 bündchen 10 Mtr. 25 Pf. Muster  
 umgehend und franko durch das  
 Sticker-Versandhaus 31  
**A. Seider, Danzig.**

**Concurrenzlos billig und gut**  
 sind meine hygienischen Bedarfsartikel  
 Preisliste gratis.  
**Otto Walter,**  
 Bremen, Langenstrasse 108.  
 Größtes Versandhaus hygien. Artikel.

**Anna Csillag**  
 a. m. b. H.  
 Berlin 234, Friedrichstr. 56  
 Wien, Graben 14  
 prämierte, weltberühmte, seit über 25 Jahren  
 unübertroffene  
**Haar- und**  
**Bartwuchspomade**  
 Ziegel zu 2, 3, 5 u. 8 Mark.  
 Sicherer Erfolg bei regelmäßigem Gebrauch.  
 Stärkung des Haarwuchses und Befreiung  
 aus allen Schuppen liegen vor.  
 Versand gegen Nachnahme oder Voreinbarung  
 des Betrages.  
 Broschüre gratis und franco!

**Christbaum-Geläut**  
 Sächsisch-Thüringisches  
**Technikum Rudolstadt**  
 Höhere und mittlere Fachschule für  
 Architekten, Bau-Ingenieure, Hochbau-,  
 Tiefbau, Steinmetz- und Vermessungs-  
 Techniker, Tischlerfachschule. Beför-  
 derungen durch Staatscommissar  
**Direktor Rühl.**

**SCHÖNE BÜSTE**  
 Hüpfen Busen, wird in 60 Tagen  
 entwickelt, gefestigt und wie-  
 derhergestellt, ohne Arznei  
 und in jedem Alter durch die  
 berühmte **LAIT GAY**  
 (Konzentrierte Kräuter-  
 Milch, Einfaches Eisessen  
 genaug) Unerreichliches, harm-  
 loses Produkt, von reeller  
 und durch 10.000 Atteste  
 beglaubigter Wirkung. 1  
 Flacon enthält 100 Gramm. Brief Post Versand  
 gegen Vorweisung von Mk. 4,50 p. Postn. od.  
 Mk. 5. in Briefmarken od. Nachnahme. Alleinige Niederlage:  
**O. LUPER, Chem., 32, r. Bouraault, Paris**

**Gummi-Waren**  
 hygienische jed. Art. viele Neu-  
 heiten. Konkurrenzlos billige  
 Preise. Größerer Illust. Katalog  
 gratis u. franko.  
**Josef Maas & Co.,**  
 Berlin 139 Oranienstr. 108  
 Größtes Haus der Branche.

**Hienfong - Essen**  
 für Wiedererwecker 1 Duz. 30-250 (30 Pf.)  
 30-7. folien. überallthin Labor. Paul Seifert,  
 Dittersbach Nr. 41 bei Waidenburg (Schl.).

**Cliches Atolypie**  
 und Strichätzung  
**Wilhelm Greve**  
 Graph. Kunstanstalt  
**Berlin S.W.**  
 Rittersstrasse 50.  
 Schnellste Lieferung  
 Billigste Preise

**Käufer**  
 od. Teil-  
 haber  
**Hygien. Gummi-Waren.**  
 Preisliste gratis  
**Phil. Rümpfer, Frankfurt a. M. 10.**  
**Magerkeit.**  
 Schöne, volle Körperformen durch unser  
 orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt  
 goldenes Medaillon, Paris 1900, Hamburg 1901,  
 Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund  
 Zunahme, garantiert unschädlich. Streng  
 rasch - kein Schwindel. Viele Dankeschreiben.  
 Preis Karton mit Gebrauchsanweisung  
 2 Mark. Postn. od. Nachh. exkl. Porto.  
**Hygien. Institut**  
**D. Franz Steiner & Co.,**  
 Berlin 28, Königgrätzerstr. 78.

**Pflegel die Zähne mit**  
**Tilit**  
 anerkannt das feinste, anti-  
 septische Mundwasser der  
 Gegenwart.

**Unterricht**  
 in Massage sowie Wasseran-  
 wendungen etc. erhalten Herren u.  
 Damen im 1890 gegr. Institut von  
**Max Lindner, Dresden-A.**  
 Strahlenstr. 31. — Aozrd. Attest.  
 Stellennachweise. — Prosp. grat. u. frk.

**Krebs-, Magen- u. Leberleiden**  
 verdächtige Geschwülste, innere u. äußere Wucherungen sowie Anheftung u. Vererbung v. Krebs betrifft meine Schrift, die ich mit brief.  
 beglaubigten Dankfz. (auch o. Geistlichen. Quitt. usw.) für 10 Pf. in Briefen versch. Angeb. harm. Bittwendungen find oft lebensrettend.  
**A. Stroop, Neuenkirchen Nr. 145 Kreis Wiedenbrück, Westf.**

**Pastoren-Tabak**  
 10 Pf. Postentl. franco 8,00 Mk.  
 ff. mild und aromatisch.  
**Ernst Aug. Wagenschleifer,**  
 Tabak-Verfab. — Sammet-Verfab. 37.

**Billige böhmische**  
**Bettfedern**  
 10 Pf. neue geschlis-  
 sene M.S., bessere M.  
 13., weisse, dänne-  
 weiche, geschlossene  
 Mk. 16., Mk. 20., schneeweisse,  
 dänneweiche, geschlossene Mk. 25.,  
 Mk. 30., — Versand franco, zollfrei, per  
 Nachnahme. Umtausch u. Rücknahme  
 gegen Portovergütung gestattet.  
**Benedikt Sachsel, Lobes 922,**  
 Post Pilsen, Böhmen.

**Kluge Eheleute!**  
 verlangen geg. 30 Pf. (Brtf.) meine  
 belehrende Broschüre über sämtl.  
 Hygienische Artikel nebst Preisliste  
**Frau Marie Rudolph,**  
 Gummiwaren-Versand-Geschäft,  
 Dresden-A. 99, Zwinger 8